Die folgenden Betrachtungen sind entstanden im Anschluß an die im vergangenen Jahre in der Oberprima unserer Anstalt hauptsächlich herangezogene Lektüre. Immer mehr hat sich dabei in mir die Überzeugung von dem hohen sittlichen Bildungswert befestigt, welchen gerade für die reiferen Schüler die in ihrem Gedankenreichtum einzig dastehende Trilogie, die Lessings Nathan, Schillers Don Carlos und Goethes Iphigenie bilden, besitzt. Ist doch das Leben mit seinen vielen, oft einander entgegen arbeitenden Strömungen besonders geeignet, den noch nicht in der Unterscheidung von Wichtigem und Nebensächlichem genugsam geschärften Blick der heranwachsenden Jugend zu verwirren. So möge denn den in dieses Leben Tretenden im letzten Schuljahre ein Vermächtnis mitgegeben werden, das in seinem stillwirkenden Einfluß einen Maßstab abgibt für die Beurteilung mehr oder weniger ephemerer Erscheinungen unserer modernen Literatur. Der Ideengehalt dieser drei dramatischen Dichtungen kennzeichnet die bedeutendsten Strömungen im geistigen Leben des achtzehnten Jahrhunderts, aber wir haben darin zugleich das, was in immer erneuerter Fragestellung die ringende, vorwärtsstrebende Menschheit erregt und bewegt. Wir haben es hier mit reifen Früchten zu tun, die einem Frühlinge des Denkens und Dichtens ihre Entstehung verdanken, auf welchen unser Volk vor allen anderen stolz sein darf und soll, und an dessen Segen die anderen Völker nach dem Grade ihrer Kultur teilnehmen können. Wer den Ideengehalt dieser drei Dichtungen in sich aufgenommen hat und auf sich wirken läßt, wird in den immer wieder die Völker wie den einzelnen Menschen bewegenden Kämpfen nicht den einseitigen oder urteilslosen Zuschauer abgeben, oder den, der den Wert der Partei vielleicht nach Stimmkraft und Redefertigkeit der Führer abwägt; er wird wissen, was er zu tun oder zu lassen hat, und nicht sich und andere belügen.

Besitzen wir so in dieser Trilogie ein Bildungselement von hohem sittlichen Wert, so wird doch auch bei der Beschäftigung mit derselben das nicht zu kurz kommen, was neben der sittlichen Förderung die Aufgabe des deutschen Unterrichtes bildet. Wenn wir von der Entstehung dieser Werke reden, müssen wir einen Blick tun in die äußeren Verhältnisse und in das Seelenleben der Dichter, verdanken doch gerade diese Werke besonders bedeutsamen Abschnitten im Leben der drei großen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Männer ihre Entstehung. Sie zeigen uns außerdem, wie die Dichter ihre Aufgabe erfaßt und durchgeführt haben, und sind ein wertvolles Zeugnis für die Eigenart derselben. Kann dabei noch nachgewiesen werden, wie das Band inniger Seelengemeinschaft, welches diese drei erhabenen Menschen verknüpft, ausgeht von den jedesmaligen Lebenserfahrungen derselben, so dürfte durch eine derartige Betrachtung eine Art Beispiel für eine, ich möchte sagen, künstlerische Behandlung des Unterrichtsstoffes gegeben sein. Diese kann, wie ich in einem Referat „Über die Pflege des Kunstsinns auf unseren höheren Schulen" betonte, dazu beitragen, das, was einer Generation gerade in politisch glücklichen Zeitläuften leicht abhanden kommt, die rechte Begeisterung und Wärme für alles Edle, in den Gemütern der Jugend zu zeitigen.

Natürlich können diese Zeilen nicht das Ergebnis eindringender gelehrter Untersuchungen — zu denen mir in meiner Tätigkeit hier bisher die Zeit gemangelt hat — sein; sie sind aus der Beschäftigung mit den Dichtwerken in der Vorbereitung auf den Unterricht und im Unterricht selbst hervorgegangen, unter Berücksichtigung einiger gerade zu Gebote stehender einschlägiger neuerer Werke. Eine anregende Wirkung derselben, falls sie erzielt werden sollte, rechtfertigt völlig die Aufnahme unserer Untersuchung, welche die hier und da von den Kritikern und Biographen schon andeutungsweise hervorgehobenen Beziehungen zwischen den drei Werken und ihren Schöpfern genauer verfolgen soll.

Während wir dabei Lessings Nathan nur gleichsam als Eingang, Goethes Iphigenie als Ausgang unserer Betrachtung heranziehen wollen, werden wir bei Schillers Don Carlos länger verweilen. Neigt sich doch eben das Jahr zu Ende, das besonders in seiner ersten Hälfte der Erinnerung an den großen, in unserem Volke jugendfrisch fortlebenden Toten geweiht war, und es war mir ein Bedürfnis, mich in diesem Jahre auf dem Schiller so teueren Boden unserer engeren Heimat in das zu versenken, was gerade hier des Dichters Geist so ganz erfüllte. Wenn also der über Schillers Don Carlos handelnde Teil ausführlicher sich gestaltet, so hat das wenigstens eine gewisse innerliche Berechtigung, welche sich außerdem aus dem Werke selbst und seiner Bedeutung für die Entwicklung Schillers ergibt.

Nun zuerst zu Lessings Nathan! Das Leben und der Entwicklungsgang Lessings sind im Unterrichte bereits früher behandelt worden, manches Werk desselben wurde schon früher gelesen; hier ist natürlich besonders an die bisher gelesenen Dramen anzuknüpfen, in erster Linie an Lessings Minna von Barnhelm. Sind doch Gestalten aus dem köstlichen Lustspiel Vorläufer von Gestalten in Lessings letztem dramatischen Gedicht, wie denn Lessings dramatische Personen mehrfach etwas Typisches haben. So gemahnt uns der Tempelherr in seiner rauhen Tugend an den Major von Tellheim und der dicke, rote, freundliche Prälat hat manches, vor allen Dingen sein lauerndes, heuchlerisches, ängstliches Wesen gemein mit dem schuftigen Wirt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Minna von Barnhelm steht am Ende der Breslauer Epoche, jener verhältnismäßig sorglosesten Zeit im Leben des Dichters, der damals in einer finanziell günstigen Lage — wie sie ihm weder vorher noch nachher zuteil geworden war oder wurde — sich dem heiteren Lebensgenusse hingeben konnte und hingab, dabei aber und neben den Pflichten des Amtes Wissenschaft und Dichtung nicht vernachlässigte. Lessing steht als Dichter der Minna von Barnhelm auf der Sonnenhöhe des Lebens und Schaffens. Wie ganz anders ist es um ihn bestellt, als er die letzte Kraft zusammenrafft zu seinem Nathan!

Wie viele getäuschte Hoffnungen füllen die Zeit aus zwischen dem Ende der Breslauer Periode, also den Frühlingstagen des Jahres 1765, und den nebelgrauen Novembertagen des Jahres 1778, in denen er sich entschloß, noch einmal die alte Kanzel, die Bühne, zu besteigen und von da aus als Dichter dem Ausdruck zu verleihen, was trotz ministerieller Gebote er nicht in sich verschließen konnte und mochte. Die Hoffnung, in Berlin, in der Nähe des ihm so wesensverwandten, großen Herrschers, als Bibliothekar des Königs wirken zu dürfen, war nicht in Erfüllung gegangen, das Hamburger Unternehmen war gescheitert, in dem stillen Wolfenbüttel hatte Lessing eine Zufluchtsstätte gefunden. Ihm, der an das Leben der Großstadt gewöhnt war, erschien der Übergang wie der Übergang vom Leben zum Tode. Er rettet sich, als sein Herzenswunsch, die Vereinigung mit Eva König, greifbare Gestalt annimmt, heraus aus dem toten Städtchen ins Leben, sieht Leipzig, Berlin noch einmal, findet in Wien die Braut und sieht sich glänzend gefeiert; er besucht, wenn auch in unfreiem Verhältnis, Italien und, als er in die Heimat zurückgekehrt ist, gestaltet sich auch seine materielle Lage besser. Vom Oktober 1776 an erblühte ihm im einsamen Wolfenbüttel an der Seite der endlich errungenen Gattin ein stilles, spätes Glück — ihm, dem so oft vom Glücke Getäuschten. Es war ein Traum! Nach etwas über Jahresfrist wird es ihm mit all dem lichten Hoffnungsschimmer wieder entrissen — nachdem er bereits im Beginn des Jahres 1777 die sich ihm, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Mannheim, eröffnende Aussicht auf eine jährliche Pension von 100 Louisdor hatte zerrinnen sehen. Man hatte ihn dadurch als Direktor und Dramaturg des Mannheimer Nationaltheaters zu gewinnen gesucht, für eine Stellung, die später zum Teil der jugendliche Schiller für kurze Zeit bekleidete.

In diese trübe, düstere Zeit fällt die Veröffentlichung der sogenannten Wolfenbüttler Fragmente, Lessings Kampf gegen Goeze und die Orthodoxie und sein Nathan. Es muß ihm wohl damals manchmal zu Mute gewesen sein wie Nathan selbst in jenen dunklen Stunden, von denen er dem Klosterbruder erzählt, in jenen Stunden, da ihm entrissen ward, was er geliebt hatte, da ihn die Verzweiflung niederwarf, und er wohl mit Gott gerechtet hatte. Es spricht die tief innerste Herzenserfahrung aus der schlichten und doch so rührenden Erzählung, welche gleichfalls eine Art von Gegenstück zu Justs rührender

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pudelgeschichte in Minna von Barnhelm bildet. Der Dichter, welcher gelernt hat zu leiden, ohne heftig zu klagen — freilich spricht aus dem Humor seiner Briefe oft schmerzlichste Klage — läßt Nathan sprechen:

Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast,
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!"

Dem sich Erhebenden bringt der Klosterbruder die kleine Recha, und Nathan wirft sich auf die Knie und schluchzt:

Gott! auf Sieben
Doch nun schon Eines wieder!

Dem tiefgebeugten Dichter erschien, wie Nathan die Pflege und Erziehung der kleinen Recha ein Trost war, es gewiß als ein Himmelstrost, daß er noch zu sagen vermochte, was ihn in tiefster Seele bewegte, was nicht nur als letztes Wort im Streit mit Goeze gesagt werden mußte, sondern was im Laufe seines ganzen Lebens sich als seine philosophisch-theologische Überzeugung herausgebildet hatte. In dieser dichterischen Aussprache konnte er sich erheben über alles Leid, über den lauten heftigen Kampf, und sein dramatisches Gedicht, emporgewachsen aus dem leidgetränkten Boden, atmet die edle Resignation eines Mannes, dem „nicht mehr viele trübe Erfahrungen zu machen übrig sein können", der über Hader und Streit, über Ringen nach irdischem Gut und nach irdischem Ruhm erhaben ist. Welch sonnig heiterer Glanz ist über das ganze Gedicht ausgebreitet, herbstlichem Sonnenlächeln vergleichbar, das von seinem Zauber allem etwas mitteilen will.

Doch es liegt mir bei dieser Skizze fern, näher auf die ästhetische Würdigung des Stückes einzugehen oder den sittlichen Wert des Dramas hervorzuheben, nur von den Hauptszenen der Dichtung, an die gleichsam als an den Kern sich alles ankristallisiert hat — die ganze leichtgeschürzte Handlung, in der der Zufall oder die Vorsehung so viel tun muß — sei einiges bemerkt.

Ganz der Neigung Lessings für das Lehrgedicht entspricht es, daß eine Parabel den Kern der Dichtung bildet — die Parabel von den Ringen. Zu dieser Parabel bildet eine andere das Gegenstück, welche im Jahre 1778 nebst einer kleinen Bitte und einem eventuellen Absagungsschreiben an Herrn Pastor Goeze gerichtet wurde. Hier haben wir es mit einem Palast zu tun, der sein Licht von oben empfängt, und zu dem es viele Eingänge gibt. Nur wenige haben an dem Palast, wie er nun einmal ist, ihr Gefallen, viele suchen sich einen anderen Grundriß dazu zu konstruieren und, anstatt den Bau, wie er angelegt wurde, zu studieren, wollen sie sich in ihm nach ihren jeweiligen Grundrissen zurechtfinden. Durchsichtiger freilich und ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ständlicher als diese Parabel ist die dem dramatischen Gedichte zugrunde gelegte; aber die andere Parabel, zu derselben Zeit entstanden, dürfte auch ein Beleg dafür sein, daß es die Parabel war, welche von Anfang an den Grundstock für die dramatische Dichtung abgab, daß sie es war, an die des Dichters Phantasie das Übrige als Beiwerk anschloß — als ein Beiwerk, welches doch wieder in innerlichem Zusammenhange zu dem der Eigenart Lessings entsprechenden lehrhaften Kern steht.

Was nun Lessing zu der Parabel, wie er sie aus dem Decamerone des Boccaccio entnahm, hinzutat, ist eine Vertiefung derselben im Geiste der Lessingschen philosophisch-theologischen Anschauung. Die hadernden Brüder, von denen jeder seinen Ring für den echten hält, verweist der gerechte und weise Richter auf des Steines Wunderkraft; jeder der drei Brüder sei bestrebt, dieselbe an den Tag zu legen, sich als Besitzer des echten Ringes zu beweisen. Wenn sie nun nach tausend, tausend Jahren redlicher Bemühung wieder vor den Stuhl eines weisen Richters treten, wird es keinen Streit mehr zu schlichten geben. Nicht mehr als Hadernde erscheinen die Nachkommen der drei Brüder, sondern als Vereinte, im gleichen rein menschlichen, christlich edlen Streben Vereinte, aus den drei Herden ist eine Herde geworden.

Wie hier in tausend Jahren die drei hadernden Brüder in gegenseitiger Liebe eins geworden sind, so umschlingt in dem dramatischen Gewebe nach mancherlei Irrungen und Wirrungen ein Band der Zusammengehörigkeit und Liebe Jud, Christ und Muselmann, als Glieder einer Familie.

Einen versöhnenderen Abschluß für das an Kämpfen reiche, äußerlich immer düsterer gewordene Leben Lessings, als dieses Gedicht, kann man wohl nicht leicht finden; ein leichter, verklärender Schimmer verbreitet sich überall und versetzt den Zuschauer und Hörer in eine andachtsvolle Stimmung. Wir haben es mit der Dichtung eines reifen, abgeklärten Geistes zu tun, der, selbst schon dem Kampf entrückt, von hoher Warte auf die ringende Menschheit blickt, es ist ihm ganz leicht zu Mute, weiß er doch, daß dem Kampfe der Frieden folgen wird. Als ein Friedensapostel — nach Goethe hat er es schon in seiner Minna von Barnhelm sein wollen — schied Lessing.

Sein Glaubensbekenntnis, eines der edelsten Erzeugnisse des Jahrhunderts der Aufklärung, entsprossen einer Vertiefung des Christentums im Gegensatz zu der fast überwundenen Orthodoxie des vergangenen Jahrhunderts und gegründet auf die philosophischen Anschauungen der bedeutendsten Denker jener Zeit, eines Leibniz und Wolf, wurde nur von denen als eine Herabsetzung des Christentums aufgefaßt, welche sich noch nicht auf den Lessingschen Standpunkt emporheben konnten. Daß sich ein Herder dafür begeistern mußte, ist natürlich. Immer noch predigt es von Lessings Kanzel, von der Bühne aus, eindringlich zu der weiter ringenden Menschheit, besonders nachdem es in Schillers Bearbeitung im November 1801 in Weimar über die Bretter gegangen war. Goethe, welcher, wie Knebel berichtet, bald nach dem Erscheinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Dichtung nicht müde wurde, ihr die höchste Bewunderung zu zollen, gab später dem Drama den Segenswunsch mit auf den Weg: „Möge das darin ausgesprochene Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben!"

Schiller hat nicht nur auf der Höhe seines Wirkens als Dramatiker Lessings Dichtung den Weg gebahnt, sie hat ihn schon früh bewegt und ist nicht ohne erregenden und bestimmenden Einfluß auf seine eigene dichterische Entwicklung gewesen, sie hat ihm vorgeschwebt vor allen Dingen, als er seinen Don Carlos dichtete.

Auf der Karlsakademie hatte Abel auf den jugendlichen Schiller und seine Kameraden durch seine Vorträge über Philosophie eingewirkt, er machte seine Hörer auch mit Shakespeare bekannt, indem er Abschnitte aus der großen Leidenschaftstragödie Othello vorlas. Damals wurden neben Rousseau und Plutarch Schriften der Aufklärungsphilosophen Mendelssohn, Sulzer, Garve, vor allen Dingen auch solche Herders und Lessings den Schülern bekannt. Gewiß hat auf die ersten Dramen unseres Dichters, besonders auch auf seine Räuber sowie auf Kabale und Liebe Lessings Emilia Galotti eingewirkt.

Bevor wir nun die Entstehungsgeschichte des Don Carlos eingehender behandeln, sei noch darauf hingewiesen, daß, so hoch auch der Genius des einzelnen Dichters stehen mag, jeder Mensch doch mehr oder weniger das Geschöpf des Jahrhunderts bleibt, dem er entsprossen ist. Gerade in unseren größten Dichtern haben die Geistesströmungen, welche damals die Menschheit bewegten, die herrlichsten Verkünder gefunden — wie im Nathan, so im Don Carlos. Auch die vergleichende Betrachtung dieser Werke, das müssen wir festhalten, dient dem Ziele, durch den Vergleich selber das eigenartige Wesen der Erscheinungen noch heller ins Licht zu setzen.

Der Feuergeist Schillers, den der tyrannische Landesherr so lange in Fesseln und Banden gehalten hatte, mußte, je ärger und lastender der Druck gewesen war, mit um so furchtbarerer Gewalt sich daraus befreien. Zweimal hat er 1782 heimlich Aufführungen seiner Räuber in Mannheim beigewohnt und gesehen, in welche Begeisterung das Stück die Zuschauer versetzt hatte. Nach diesen Triumphen ist die Gebundenheit und der Zwang, welche ihn in Stuttgart erwarten, ihm doppelt unerträglich, zudem muß er für den zweiten Ausflug nach Mannheim im Arrest büßen und sogar des Geistes freies Schaffen sucht der Mann zu knebeln, der sich von den Opfern seiner Tyrannenlaune als Wohltäter und Vater gepriesen sehen will. (Brief vom 1. September 1782 an den Herzog; Jonas I., 65). Als auch der letzte Appell an das „Vaterherz" des Herzogs ungehört verhallt ist, entschließt sich Schiller, in der Hoffnung auf die Hilfe des Freiherrn von Dalberg, zur Flucht. Wie sich Don Carlos fortsehnt aus der Umgebung des unnatürlichen Vaters, so drängt es Schiller aus der Nähe des Herzogs; Stuttgart mochte ihm, wie dem Don Carlos Madrid, als ein Kerker erscheinen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In diese Zeit fällt die erste Beschäftigung mit dem Don Carlos; auf diesen Stoff hat ihn Dalberg aufmerksam gemacht, und Schiller hat gefunden, daß er wohl den „Pinsel“ eines Dramatikers verdient. Den ihm allerdings damals nur einen dürftigen Unterhalt gewährenden Beruf sieht er sich genötigt aufzugeben, weil ihm, wie einst Lessing bei seiner Fehde mit Goeze, das freie Wirken mit der Feder untersagt ist. Mit dem hoffnungsfreudigen Sinne der Jugend geht er einer ungewissen Zukunft entgegen, begibt er sich nach Mannheim, wo wenige Jahre vorher Lessing eine arge Enttäuschung erlebt hat. Auch ihm sollte der wiederholte Aufenthalt daselbst manche still genährte stolze Hoffnung zerstören, freilich lehrten die trüben nun kommenden Zeiten ihn auch den Wert eines wahren Freundes, wie es der schlichte Streicher, sein Fluchtgenosse, ihm ward, schätzen. In den bangen, unruhevollen Wochen in Mannheim, in Frankfurt und dann in Oggersheim bei Mannheim im Herbst des Jahres 1782, als Dalberg keine der auf ihn gesetzten Hoffnungen des Flüchtlings erfüllte, teilt der treue Genosse mit dem Dichter, dessen begeisterter, warmer Verehrer und Bewunderer er war und blieb, das wenige, was er besaß. Die Briefe aus jenen Tagen sind einerseits vergebliche Notrufe an den vornehmen, reichen Mann, welcher Hoffnungen in der Seele des Dichters erweckt hatte, andererseits sind sie an die Schwester und Freunde gerichtet, denen er — zu stolz, um zu klagen — das Los, welches er sich selbst geschaffen hat, in möglichst günstiger Beleuchtung hinzustellen sucht.

Auch in dieser Zeit, als sich Schiller genötigt sah, den Fiesco umzuarbeiten, während er bereits tüchtig an der Luise Millerin schaffte, drängt sich ihm der Gedanke an den Don Carlos oft auf: denn wenn er am 6. November 1782 an Jacobi schreibt: „Gegenwärtig war ich ein Flüchtling; in 3—4 Wochen hoffe ich freier Weltbürger zu sein“, so scheinen mir diese Worte auf die Gestalt des Marquis Posa hinzudeuten, welche vielleicht, während er täglich den treuen Freund um sich besorgt sah, zuerst Gestalt gewann.

Endlich im Dezember 1782 sieht er sich in Bauerbach, im Hause „seiner Wolzogen“, in Sicherheit und der täglichen Sorge enthoben, aber die Erinnerung an die verlebten Wochen und die gewonnenen Erfahrungen lassen ihn an Streicher schreiben: „Wenn man die Menschen braucht, muß man ein H . . . . . t werden oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man sinkt unter.“ Der Schiffbrüchige, welcher sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat, ist bald wieder in der Verfassung, ganz seiner Seele zu leben; in dem Sekretär Reinwald zu Meiningen hat er einen Freund gefunden, der ihn in seinem Winterquartier vor allen Dingen mit der erforderlichen geistigen Nahrung versorgt. Der Brief an Reinwald vom 9. Dezember 1782 enthält einen Wunschzettel der Bücher, welche er braucht. Voran stehen Lessings Schriften — Shakespeares Othello und Romeo und Juliette, Mendelssohns, Sulzers, Garves philosophische Schriften, Oeuvres de Mns. L'Abbé St. Réal (der Band mit der Geschichte des Don Carlos

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Spanien). Noch nimmt ihn in erster Linie seine Luise Millerin in Anspruch, andere Pläne entwirft er, er denkt an einen Friedrich Imhof und verlangt dazu Bücher über Jesuiten, Religionsveränderungen, Inquisition, der Plan zu einer Maria Stuart taucht schon jetzt in ihm auf, bis er endlich für den Don Carlos entschieden ist (vgl. Brief an Reinwald vom 27. März 1783). Er zählt eine Reihe Personen des Dramas auf, der Marquis Posa ist nicht ausdrücklich genannt, dagegen ist die Stimmung, welche den Don Carlos in den ersten Szenen beseelt, ganz die, in der sich Schiller damals befindet. Einsamkeit, Mißvergnügen über seine Schicksale, fehlgeschlagene Hoffnungen haben ihn verstimmt und in Melancholie versetzt, ein Freund — Reinwald — soll ihn mit dem Menschengeschlecht, das sich ihm „auf einigen häßlichen Blößen" gezeigt hat, wiederum versöhnen. In einem Orte Maßfeld zwischen Bauerbach und Meiningen pflegen sich die Freunde zu treffen, dort soll (Brief vom 12. April 1783) Reinwald den ersten Akt des Don Carlos zu hören bekommen. Der Dichter ist ganz versenkt in seinen Stoff, und aus dieser Stimmung heraus schreibt er am 14. April seinen schönen, empfindungsvollen Brief an den Meininger Freund. „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk ich an Sie, Freund, und meinen Carlos" ruft er aus und setzt dann auseinander, wie er dichterisch schafft: „Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst." Er trägt seinen Don Carlos „auf seinem Busen, er schwärmt mit ihm durch die Gegend — um Bauerbach herum. Carlos hat von Shakespeares Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' Julius und den Puls von mir." Es ist die Begeisterung des Dichters für einen bedeutenden Vorwurf seines schöpferischen Talentes, welche dieser ganze Brief atmet, er fühlt sich eins mit seinem Helden, und die Gestalt des Don Carlos, in die sich noch nicht verwirrend die des Marquis Posa gedrängt hat, erfüllt ihn ganz, wie den Freund das Wesen des Freundes, den Liebenden das Wesen der Geliebten. Die Empfindungen, die den Dichter selbst bewegen, sollen sich wiederspiegeln in dem Seelenleben seines Helden, welcher in einer ähnlichen Lage sich befindet, wie der unglückliche Dänenprinz, und ebenso eine Beute wechselnder Gefühle und Empfindungen ist, wie Leisewitz' Julius von Tarent, den aus seiner schwärmerischen Liebe immer wieder der Freund, Graf Aspermonte, aufzurütteln und auf seine Pflichten als zukünftiger Herrscher hinzuweisen sucht. Und noch etwas anderes entflammte Schiller, den Schiller von damals, für den Stoff: „Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen." Da ist es ganz der Dichter der Räuber und der Luise Millerin, dem es darauf ankommt, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele zu stoßen." Deshalb hat er am 27. März auch den Inquisitor namentlich als eine der Hauptgestalten aufgeführt, während Posa noch unter einem „u. s. f." verschwindet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber Dalberg hat die Gnade gehabt, sich wieder einmal zu melden und an die Vollendung der Luise Millerin zu mahnen, außerdem trifft Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter Lotte in Bauerbach ein, und so ruht vorläufig die dichtende Arbeit am Don Carlos. Freilich Carlosstimmung beherrscht ihn oft, es fällt ihm schwer, sich von Bauerbach loszureißen, Verehrung und Liebe zu Mutter und Tochter, zu Henriette und Lotte von Wolzogen, erfüllen seine Seele, und gewiß haben die beiden Frauengestalten, ebenso wie dann in Mannheim Frau von Kalb (das Gedicht — „Der Kampf" 1784 — auf Lotte von Kalb gedichtet —, ist voller Carlosleidenschaft) nicht wenig dazu beigetragen, des jugendlichen Dichters Empfinden und seinen Blick für die Natur des Weibes zu schärfen (vgl. Ankündigung der Rhein. Thalia). Ein Kampf tobt in seiner Seele, ein Kampf zwischen Größe und Glück (vgl. Brief vom 30. Mai an Henriette von Wolzogen), der nämliche Kampf, welcher seinen Don Carlos bewegt.

Die Gedanken an die Mutter und besonders an die Tochter beschäftigen ihn noch oft, als er Ende Juli Bauerbach verlassen hat, wieder in Mannheim weilt und sich dort auf ein Jahr gebunden hat, immer doch ein heimliches Sehnen nach dem stillen Asyl und einem friedlichen Glück im Herzen. (Brief vom 7. Juli 1783). Im übrigen hatte er außer der in Bauerbach wesentlich vertieften Carlosstimmung von da den Plan zum Drama mitgebracht und gewiß auch schon vollendete Partien des ersten Aufzuges. Der Plan, welcher dann später bedeutende Veränderungen erfuhr, und welcher sich an den Liebesroman St. Réals anschließt, aus dem sogar viele Einzelheiten (entnommen oder) beibehalten sind, ist doch schon von dem bunten Gewirre und anekdotenhaften Beiwerk des französischen Liebesromans befreit; mit dem scharfen Blicke des Dramatikers hat Schiller gesucht eine einheitliche Handlung daraus zu gewinnen.

Äußerst lichtvoll ist die Darstellung der Entstehungsgeschichte des Don Carlos, wie sie Kühnemann in seinem Schiller gibt. Wenn er aber sagt, in keinem Zeugnis aus jener Zeit sei Posa auch nur genannt, so müssen wir hinzufügen „ausdrücklich genannt". Denn daß es an Hindeutungen auf die Gestalt des Freundes nicht gefehlt hat und das Thema der Freundschaft dem Dichter schon damals als ein bedeutsames gegenwärtig war, geht wie aus unserer Darstellung, so auch aus diesem Plan hervor. Gleich zu Anfang wird das Gespräch des Marquis mit Carlos erwähnt, und später opfert sich der Freund für seinen Carlos auf, indem er jedenfalls ganz wie bei St. Réal die Eifersucht des Königs erregt und als ein Opfer der blinden Leidenschaft desselben fällt.

Wir haben es durchaus nicht mehr nur mit einem ergreifenden Familiengemälde zu tun, auch damals ist es schon in den Gedanken des Dichters darüber hinausgewachsen. Schon seit der Flucht aus Stuttgart ist der Dichter innerlich über das bloße Familiengemälde hinweg. Unter dem Druck der Verhältnisse in Stuttgart schrieb er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Räuber und setzte sein in tyrannos auf das Titelblatt; aber schon in der Luise Millerin haben wir es nicht mit einem einfachen Familiengemälde zu tun. Am 7. Juni 1783 schrieb er an Dalberg, man dränge ihn, er möchte ein größeres historisches Stück vornehmen, vorzüglich seinen Don Carlos. Er wendet den Blick schon weg von dem gewöhnlichen bürgerlichen Sujet, drei Stücke von diesem (dem bürgerlichen) Sujet bringen ihm und dem Theater nicht so viel Ruhm als ein kühneres tableau. Er möchte auch, daß Dalberg, welcher offenbar noch an dem gewöhnlichen bürgerlichen Sujet, dem Familiengemälde, festhält, ihn auch wie andere, vor allen Dingen sein eigenes Empfinden, dränge, ein größeres historisches Stück vorzunehmen; und deshalb stellt er dem Voreingenommenen seinen Carlos nicht so sehr als politisches Stück, als vielmehr als Familiengemälde in einem fürstlichen Hause hin. Wenn er aber von dem mit dem Vater eifernden Sohn spricht, derselbe habe alle Ansprüche auf das größte Reich, so ist damit auch der politische Gegensatz zwischen Vater und Sohn betont, denn Ansprüche auf das größte Königreich der Welt kann nach Schillers Ansicht natürlich nicht ein verknöcherter Tyrann haben, sondern nur der Jüngling, der sich zum Idealfürsten entwickelt. Ebenso wie in diesem Briefe spricht er sich in dem vom 24. August 1784 an Dalberg aus, „er kann es sich nicht vergeben, daß er seine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen wollte, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld für ihn ist.“ Er führt vier Hauptcharaktere: Carlos, Philipp, Königin, Alba an, weil allerdings Posa noch nicht die Bedeutung für ihn erlangt hat, wie später. Aber daß ein den früheren Dramen nicht innewohnender Ideengehalt diese Dichtung erfüllen würde, das zeigt schon das erste Gespräch zwischen Carlos und Posa, bezeichnend dafür ist auch aus der Ankündigung der Rheinischen Thalia (Nov. 1784) die Stelle: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient“, und endlich ist dafür die Gestalt des Grafen Aspermonte in dem von Schiller so hoch geschätzten Julius von Tarent, die so sehr dem Marquis ähnelt, ein Beleg. Ja, selbst die Grundlage des Dramas, der wirre französische Liebesroman, enthält eine Stelle, die auf diesen Ideengehalt hindeutet. Carlos fand einst zur Tafel unter seinem Teller einen Zettel, auf dem auch die Worte standen: „Diejenigen, denen der Himmel Fähigkeiten verliehen hat, um viele andere glücklich zu machen, haben eine Verbindlichkeit, ihre Bestimmung zu erfüllen, und diese Verbindlichkeit überwiegt alle anderen.“

So schwebt, gewiß gezeitigt durch die eigenen Erfahrungen, dem Wesensinhalt unseres Dichters nahe verwandt, ein bedeutsamer Ideengehalt ihm vor; den vollen Ausdruck dafür fand er freilich in Mannheim noch nicht: andere Erfahrungen und Einwirkungen erst brachten es dahin, daß dieser Ideengehalt ähnlich wie in Lessings Nathan zum Kernpunkt der dramatischen Dichtung wurde.

Nur einen vorübergehenden Aufenthalt sollte Mannheim Schiller gewähren, schon nach Jahresfrist konnte er ebenso enttäuscht sein, wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einst Lessing es dort wurde. Trotz aller Bemühungen des Dichters, trotzdem er nach Lessings Vorbild eine dramaturgische Zeitschrift ins Leben zu rufen bestrebt war, wurde der Kontrakt von Dalberg nicht erneuert, und Schiller sah sich, wie es bei Lessing so oft der Fall gewesen war, auf seine schriftstellerische Tätigkeit und die Begründung der Thalia angewiesen, wieder nicht ohne traurige Erfahrungen von der Flüchtigkeit der Gunst der Großen gemacht zu haben.

In seiner verbitterten Stimmung tun ihm die Zeichen der Verehrung, welche ihm von Leipzig her durch Körner und die Seinen zuteil werden, besonders wohl. Die ihm übersandte Brieftasche weiht er ein, indem er ihr den ersten Akt seines Don Carlos anvertraut, den er im Dezember 1784 zu Darmstadt bei Hofe vorliest. Diese Vorlesung ist bedeutungsvoll für den späteren Entwicklungs- und Lebensgang Schillers geworden. In dem Herzog zu Weimar erblickte er nach dem Gespräch, welches er mit ihm im Anschluß an die Vorlesung führte, im Gegensatz zu seinem Philipp den edelsten Fürsten, wie er es in der Widmung des Don Carlosfragmentes vom Frühling 1785 ausspricht; der ihm von diesem Fürsten verliehene Ratstitel läßt ihn auf die weitere Gunst desselben hoffen, und diese Hoffnungen führen ihn nach Jahren nach Weimar.

Vorerst aber ist es Körner und sein Kreis, ist es die tatkräftige Freundschaft dieses Mannes, die es ihm ermöglicht, nachdem er, wie Lessing einst in Hamburg, in Mannheim das Völkchen der Schauspieler von einer weniger angenehmen Seite kennen gelernt hat, diese Unglücksstätte zu verlassen. Der erste Akt des Don Carlos war in der Thalia erschienen, das übrige, so schreibt Schiller am 22. Februar 1785 an Gottfried Körner, bringt er im Kopfe mit nach Leipzig. Bis jetzt haben Schicksale seine Entwürfe gehemmt, aber es braucht nur eine Revolution seines Schicksals, daß er anfängt, Dichter zu werden, d. h. den Don Carlos weiter zu dichten, diese, wie schon die früher erwähnten Briefe an Dalberg zeigten, ihm vorschwebende höhere Staffel in seiner Dichtung zu erklimmen. Zuverlässig wird das Zusammenleben mit den Freunden eine neue Epoche in seinem Leben und in seinem Dichten bezeichnen.

Ein Hymnus auf die Freundschaft ist der Brief Schillers an Körner vom 7. Mai 1785. Die Freundschaft, die innige Seelenfreundschaft ist ja ein Ton, der das ganze Jahrhundert der Aufklärung durchklingt, und am gewaltigsten ist er von Schiller angeschlagen worden: „Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will. Ich fühl es jetzt an uns wirklich gemacht, was ich als Dichter nur ahndete. Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts“, heißt es in diesem Briefe, indem er dann am Schlusse sagt, daß seine Beschäftigung die Thalia und der Carlos sein werden. Das Bewußtsein, einen gleichgestimmten Freund zu haben, dessen tätige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liebe ihn schützt vor den Nöten des Lebens und ihm die kleinlichen Sorgen des Alltaglebens verscheucht, gibt seinen Gebeinen Mark für Jahrhunderte (Brief vom 3. Juli 1785).

Ist es nicht auch das Thema des Lessingschen Nathan, daß nur die Verbrüderung der Geister — ihre Vereinigung in einer edlen liebevollen Gesinnung — zur Weisheit führt? Zum Hochzeitstage Körners und Minnas (7. August 1785) sendet Schiller eine Allegorie, welche Ähnlichkeit mit der Parabel im Nathan aufzuweisen hat. Vor fünftausend Jahren fanden sich, um den Rang hadernd, vor dem Thron des Zeus seine drei Töchter: Liebe, Tugend, Freundschaft ein, und der Gottvater schlichtete den Streit, indem er die Hadernden zum Wirken für und mit einander auffordert.

Als Schiller dann Körner nach Dresden nachgezogen ist, beginnt das innige Zusammenleben der Freunde. Harmonikaklänge und Klavierspiel geben dem Dichter, wie einst Streichers Spiel in Oggersheim, Inspirationen und beleben ihn; während Minna und Dora wirtschaften, führen die Freunde philosophische Gespräche. In Dresden unter dem Einflusse Körners (Brief an Huber vom 3. Oktober 1785) wird Schiller ruhiger; immer auf den Höhen der Begeisterung zu wandeln, ist ja nun einmal nicht Menschenlos — und so schreibt er an Huber den Brief vom 5. Oktober, indem er die menschlichen Pläne mit der Rakete vergleicht, die zum Zenith emporsteigt, dann aber rückwärts zur mütterlichen Erde fällt. Mit diesem Aufwärts und Abwärts haben wir es auch beim Don Carlos zu tun; Momente der Erhebung und der Begeisterung wechseln mit solchen des Zurückgleitens in die alte Leidenschaft.

Intensiv ist der Dichter mit seinem Don Carlos beschäftigt, er liest eifrig im Watson, seinem Philipp und Alba drohen wichtige Reformen, noch sieht er die chaotische Masse des übrigen Carlos mit Kleinmut und Schrecken an, besonders wenn er am Enceladus-Shakespeare hinaufsieht, ergreift ihn ein Gefühl des Schwindels. Auch Körner wird zur schriftstellerischen Tätigkeit angeregt und komponiert Schillers „Lied an die Freude“, welches so gewaltig anklingt an die große Szene im Don Carlos.

So kann denn Schiller in einem Brief an Reinwald (15. April 1786), welcher unterdessen der Schwager des Dichters geworden ist, den Inhalt der zwei neuen Stücke der Thalia angeben, wie folgt: „Fortsetzung des Don Carlos, einige Gedichte, philosophische Briefe und eine Erzählung“. Diese philosophischen Briefe sind jenes längst geplante Freundschaftswerk, das schon in der 1782 erschienenen Anthologie bei der Veröffentlichung des Gedichtes „Freundschaft“ erwähnt wurde. Dort war es noch als Roman gedacht. Jetzt hat Schiller (Julius) endlich in Körner seinen „Raphael“ gefunden, zwar einen etwas saumseligen Raphael, wie die humoristische Szene Körners Vormittag: „Ich habe mich rasieren lassen“, 1787 geschrieben, zeigt. Die Briefe selbst sind durchweht vom Lessingschen Geist (vgl. auch Lessing

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ernst und Falk“ Gespräche über Freimaurertum), vom Geiste des Nathan, der offenbar Schiller und Körner in jener Zeit vielfach vorschwebte. So erwähnt der Dichter Nathan den Weisen auch in dem bereits oben angeführten Briefe an Reinwald und führt eine Stelle daraus an. In dem Abschnitte „Gott“ aus der Theosophie des Julius heißt es: „Die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends als im Gehirne deines Julius wirklich, vielleicht daß nach Ablauf der tausend, tausend Jahre jenes Richters, wo der versprochene weisere Mann auf dem Stuhle sitzt, ich bei der Erblickung des wahren Originals meine schülerhafte Zeichnung schamrot in Stücke reiße.“ Den Schluß der Theosophie bilden die ganz im Sinne Nathans gesprochenen Worte: „Eine Wahrheit ist es, die gleich einer festen Achse gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht: „Nähert euch dem Gotte, den ihr meinet“, oder die Stelle: „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärt er sich deutlicher: Liebet euch untereinander!“ (vgl. Lessings Testament Johannis). Ein anderer Ausspruch lautet: „Ich bekenne es freimütig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmendes Atom im unermeßlichen leeren Raum“. Es ist dies der Schlußsatz des Abschnittes „Liebe“, welcher überleitet zu dem Abschnitt „Aufopferung“; in diesem selbst heißt es: „Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Jahrhundert, auf entfernte Jahrhunderte, wohltut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tod, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen, umfassenden Sonnenblick des Genies, mit den ganzen erhabenen Anlagen zur Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen, laß in dunkler Ahndung an ihm vorübergehen alle Glücklichen, die er schaffen soll, laß die Gegenwart und die Zukunft sich zugleich in seinem Geiste zusammendrängen und nun beantworte dir: Bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben? Die Summe all dieser Empfindungen wird sich verwirren, wird mit seinem Ich in eins zusammenfließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denket, ist er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich wie ein Blutstropfen, schwimmt, wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspritzen.“

Diese Stellen zeigen, in welch engem Zusammenhange diese Gedanken zu dem Ideengehalt in Lessings Nathan und den dieses dramatische Gedicht begleitenden philosophischen resp. theosophischen Schriften stehen, sie zeigen aber auch, wie diese philosophischen Gespräche, das Ergebnis manchen Nachdenkens und mancher Erfahrungen, sich innig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berühren mit dem Ideengehalt im Don Carlos. Die in den Thaliaheften abgedruckten Teile des Don Carlos führen bis zu den Szenen im Audienzsaal einschließlich, also bis heran an die Szenen, die den Ideengehalt der dramatischen Dichtung vor allen anderen enthalten.

Im November 1785 schrieb Schiller, er schaue die chaotische Masse des übrigen Carlos mit Kleinmut und Schrecken an. Er hat dann weiter gearbeitet, und die Herausgabe der Thaliahefte ist erfolgt. Im April 1786 in dem schon erwähnten, übrigens ganz im Lessingschen Tone geschriebenen Briefe an Reinwald, der die Stelle aus dem Nathan vorführt, wird erwähnt, daß die beiden Stücke beendet sind, im folgenden Osterbrief an Körner spricht Schiller von der Fortsetzung der philosophischen Briefe und erwähnt, daß er schon seit acht Tagen kaum eine Seite am Don Carlos gearbeitet habe. Die Untätigkeit dauert an, im Mai klagt er Hubert, sein Herz sei zusammengezogen und die Lichter seiner Phantasie seien ausgelöscht. So zieht sich die Arbeit am Don Carlos hin, und die Vollendung des Stückes verzögert sich bis in das Frühjahr 1787.

Aber verweilen wir hier einen Augenblick, und vergleichen wir die Szenen, die in beiden Dramen den Höhepunkt bilden als Träger des Ideengehaltes, und sehen wir, wie die Dichter auf diese Hauptszenen vorbereiten.

Al Hafi hat so viel von seinem Nathan zu erzählen gewußt, daß Sittahs Neugierde dadurch erregt wurde, um so mehr, als nun plötzlich, da er das besondere Interesse der klugen Prinzessin für seinen reichen Freund merkt, der Derwisch sich ganz anders und bedenklich über den weisen Kaufherrn äußert; war es doch so schon wunderbar, daß der weltscheue Ali Hafi so viel von Nathan hielt. Die Schatzkammer Saladins ist leer, auch das, was Sittah geben konnte, ist verbraucht. Saladin ist in augenblicklicher Geldverlegenheit — in einer Lage, in der sich Lessing oft, besonders aber auch als er seinen Nathan dichtete, befand, wollte er doch deswegen ebenso wie Schiller seinen Don Carlos auf Subskription erscheinen lassen. Diese Verlegenheit legte der ernstlich auf Abhilfe bedachten Sittah den Gedanken an den Juden nahe; sonderbar ist es ja auch, daß der begüterte Kaufmann, der König unter all den Kaufleuten, nie wie die anderen die Bekanntschaft Saladins gesucht hat, des allmächtigen Herrschers, der ihm so leicht auf seinen weiten Handelsreisen Schutz gewähren könnte. Der Jude, welcher eben erst von einer weiten Reise heimgekehrt ist, soll herbeigeholt werden. Es kommt darauf an, ihn zu sondieren, vielleicht bringt er sich in eine gewisse Zwangslage, welche ihn nötigt, den Wünschen Sittahs entgegenzukommen. Der Jude, zum ersten Male im Palaste des Herrschers, wird ohnedies vor dem Sultan befangen sein. Aber der Jude läßt sich durch das Ungewohnte seiner Lage nicht beunruhigen, die Möglichkeit, daß er es hier mit einer Falle zu tun haben könnte, entgeht ihm nicht, durch seine Parabel weiß er dem Herrscher zu zeigen, daß der Weise der wahre König ist, daß über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den einzelnen Konfessionen etwas steht, was alle, die das Wesen ihrer Konfession recht erfaßt haben, zu einen vermag. Beschämt steht Saladin vor Nathan, welcher dem Herrscher die gewünschte Hilfe von selbst anbietet.

Nun zum Don Carlos! König Philipp, gequält von verzehrender leidenschaftlicher Eifersucht, die von seinen Werkzeugen — einem Alba und Domingo — durch Intriguen furchtbar geschürt worden ist, einsam auf seinem Thron und sich nur als schwacher, hilfloser Mensch fühlend, sucht einen Menschen. Er sieht in seinen Listen nach und findet, daß ein Marquis Posa früher durch heldenmütiges Handeln die allgemeine und auch seine, des Königs, Aufmerksamkeit erregt hat und doch nicht nach dem Beispiel der anderen sich an den Hof gedrängt hat. Er erfährt von seinen Granden, wodurch der Marquis sich einst ausgezeichnet hat, daß er erst vor wenigen Tagen von weiten Reisen nach Madrid zurückgekehrt ist, daß niemand ihm übles nachsagen kann. Der Marquis wird gerufen, erscheint furchtlos, weiß klug auf die sein Wesen erforschenden Fragen zu antworten, entwickelt dann dem König seine Ansicht über die oberste Pflicht des Herrschers, Menschenglück zu verbreiten, versteht es, denselben zu rühren und zu ergreifen, so daß der Monarch innerlich beschämt vor dem Weltbürger steht, dessen Hilfe als die eines guten, mutigen Mannes ihm in seiner rein menschlichen Not wertvoll erscheint.

Die einfache Nebeneinanderstellung läßt die Ähnlichkeit im Gange der Handlung erkennen; jetzt zur Disposition von Nathan III, 5, 6, 7 und Don Carlos III, 9, 10! Es entsprechen einander die Monologe im Nathan III, 6 und im Don Carlos III, 9. Dem einleitenden Teil im Don Carlos III, 10, welcher bis zu den Worten reicht:

Ich kann nicht Fürstendiener sein!

läuft parallel im Nathan Szene 5 des dritten Aufzuges. Der Hauptteil im Nathan III, 7, reicht bis zu den Worten:

Und weiter hätte Saladin mir nichts zu sagen?

Der Hauptteil in der Posaszene schließt mit den Worten des Königs:

Nichts mehr
Von diesem Inhalt, junger Mann! — Ich weiß
Ihr würdet anders denken, kenntet Ihr
Den Menschen erst wie ich. — Doch hätt ich Euch
Nicht gern zum letztenmal gesehen. Wie fang ich
Es an, Euch zu verbinden?

Diese Hauptteile können wir zerlegen etwa, wie folgt: Einleitung der Nathanszene bis zu den Worten Saladins:

Mach! erzähl', erzähle!

Teil I endigt mit Nathans Worten:

Fast so unerweislich als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Übergang bis zu der Stelle:

Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. . . . .

Teil II schließt mit Saladins Aufforderung:

Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund.

Einleitung der Posaszene bis zu den Worten:

Ich kann nicht Fürstendiener sein!

Teil I bis zu dem Auftreten Lermas.
Übergang bis zum Geheiß des Königs:

Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

Teil II schließt mit den Worten:

Nur Sie —
Darf ich es frei gestehen, großer König? —
Sie sehn jetzt unter diesem sanften Bilde
Vielleicht zum erstenmal die Freiheit.

Man könnte natürlich auch anders teilen, besonders bei der Posaszene ist eine Gliederung des Hauptteils nicht leicht. Ein Einschnitt ist indessen schon äußerlich gegeben durch das Auftreten Lermas, wie in der Nathanszene durch die allerdings weit ausgedehntere Verbindung der beiden Hälften der Erzählung.

Nun noch einige Einzelheiten! Im Nathan III, 5 sagt Saladin:

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her!
Nur ohne Furcht!

und Nathan erwidert furchtlos:

Die bleibe deinem Feinde!

Im Don Carlos fragt verwundert der König den unbefangenen Marquis:

„Mich schon gesprochen also?"

und dieser antwortete mit einem ruhigen:

„Nein."

In beiden Dichtungen kehrt der Vergleich der Wahrheit mit der Münze wieder. Nathan spricht im Monologe:

Ich bin
Auf Geld gefaßt, und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will sie so, — so bar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Brett
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht! . . . . .

Posa sagt bitter:

In ihren Münzen läßt sie (der Krone Politik) Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen. . . . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
Die Sie uns prägen, auszustreuen. Ich muß
Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —

Auch sonst fehlt es nicht an einigen auffallenden Berührungen. Der Vergleich von dem rohen Block, welcher Gestalt annimmt unter der Hand des Bildners, kehrt in beiden Dichtungen wieder. Der Patriarch meint:

Denn ist
Nicht alles, was man Kindern tut, Gewalt? —
Zu sagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern tut.

Domingo hat der Prinzessin Eboli bewiesen resp. zu beweisen gesucht:

Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die Körper ihrer jungen Töchter
Für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte. . . . . .

Genug davon! Es war ja auch ganz natürlich, daß Schiller, als er dem Ideengehalt so viel in seiner Dichtung, in welcher er schon hinsichtlich der Form Lessings Beispiel gefolgt war und den fünffüßigen Jambus angewendet hatte, einräumte, seinen Vorgänger Lessing auch hierin vor Augen hatte.

Der Mann, auf den schon die Ähnlichkeit der Enttäuschungen, welche beide in Mannheim erfahren hatten, ihn hingewiesen hatte, wenn es eines solchen Hinweises überhaupt noch bedurft hätte, stand ihm deswegen auch besonders nahe, weil beiden, dem alternden Lessing wie dem jugendlichen Schiller, das freie Wort beschnitten worden war.

Aber Alter und Jugend! Wie verschieden muß der Ausdruck sein, in dem diese einander gegenüberstehenden Lebensalter ihre Empfindungen und Gedanken niederlegen! Der Mann, welcher mit den Hoffnungen und Entwürfen für sich abgeschlossen hat, spricht sich in einer Parabel aus und mit feinem Humor, dem ein ironischer Beigeschmack nicht fehlt, sagt er am Schlusse des Teiles der Parabel, den er dem Boccaccio entnahm:

(Die Parabel) Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären,

um dann seine Zutat zur Parabel mit den Worten zu schließen:

Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu sein. . . . .

während Schiller, der in der Zeit brausender Jugendkraft Geknechtete, der, um diesen Fesseln zu entgehen, Eltern und Vaterland verließ und das Elend des Flüchtlings durchkostete, sich Luft macht in der Forderung:

Ja, beim Allmächtigen!
Ja — ja — ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Großmütig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen, — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! — — —
— — — — — — Geben Sie
Gedankenfreiheit!

Das Jahrhundert, in dem, in ihren Geburtsdaten gerade durch ein Menschenalter von einander getrennt, Lessing und Schiller lebten und dichteten, ist das Jahrhundert der Aufklärung, das Jahrhundert Friedrichs des Großen, denn dieser einzige Mann hat seiner ganzen Zeit den Stempel aufgedrückt. Daß Lessing eine tiefe Verehrung für diesen Monarchen empfand, ist bereits hervorgehoben; sie waren in mancher Beziehung kongeniale Naturen, und es ist unter den vielen und großen Enttäuschungen in seinem Leben wohl die größte gewesen, daß ihm seiner Zeit ein unbedeutender Franzose vorgezogen wurde, weil Lessing von seinen Feinden verleumdet worden war. Die großen Eigenschaften des Königs aber hat Lessing, der, selbst wenn ihm Unrecht geschehen war, gerecht blieb und in dieser Beziehung hoch über Klopstock steht, immer anerkannt. Er hat gewiß, wie er in seiner Minna von Barnhelm den König als deus ex machina auftreten läßt, welcher überall entscheidend eingreift, auch bei dem der Humanität so zugänglichen für sich anspruchslosen, für andere freigebigen Saladin, für den er das Wort geprägt hat, „er habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse“, an den großen Preußenkönig gedacht.

Es war gewiß ein hohes Ideal, das Ideal religiöser Duldung, welches das achtzehnte Jahrhundert sich gesteckt hatte; aber daß man damit endlich so weit war, ist naturgemäß, stand man doch immer noch und auf lange Zeit hinaus unter dem Eindrucke des verheerendsten aller Kriege, welcher um des Glaubens willen geführt worden war. Schaden pflegt ja klug zu machen! —

Aber anders stand es noch um das Verhältnis von Herrschern und Beherrschten zu einander. Diejenigen Fürsten waren noch sehr vereinzelt, welche eine gleich hohe Auffassung von ihrer Herrscherpflicht hatten und sich berufen fühlten, Völkerglück zu verbreiten — wie es bei Friedrich II. von Preußen der Fall war. Die meisten waren unter dem Deckmantel eines patriarchalischen Regimentes Tyrannen, welche die Kräfte ihres Landes und ihrer Untertanen auf jede nur mögliche Weise auszunutzen verstanden — und zu diesen gehörte Karl Eugen von Württemberg, der in seinem mit Frankreich geschlossenen Subsidienvertrag dem deutschen Nationalfeinde seine Landeskinder zu Tausenden verkauft hatte. Schillers Vater hatte das ganze Elend einer solchen Herrschaft kennen gelernt, seitdem er nach abenteuerreichen Jahren sich aus der drückenden Enge des schwiegerväterlichen Hauses herausgemacht hatte und in eines der für Frankreich bestimmten Regimenter eingetreten war. Der gewandte, kluge Mann hatte aber auch die Bedeutung des Herrschers kennen gelernt, gegen den diese Regimenter geschickt wurden und von dessen an Mut und Begeisterung so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hoch über der Soldateska der Reichsarmee stehenden Heeren sie besiegt wurden. Der tüchtige Johann Kaspar Schiller hat gewiß zu den zahlreichen Männern unter Friedrichs Feinden gehört, die zu Bewunderern des Gegners wurden; nach dem Beispiel des genialen Landesvaters hat der Vater Schillers nachher in seinem engen Kreise zu wirken und das gemeine Wohl zu fördern gesucht. In den Jahren, als Vater Schiller, nun erst mit seiner Familie vereinigt, in Lorch als Werbeoffizier weilte, hat der Knabe gewiß aus dem Munde des Vaters manches über diesen Idealfürsten vernommen. Ebenso konnte ihm das Leben und Herrschen des Württembergischen Louis quatorze, dessen schnöden Menschenhandel, dessen Maitressenwirtschaft er in seiner Luise Millerin an den Pranger stellte, nicht verborgen bleiben. Nun galt es, an dem Beispiel des Weltherrschers Philipps II. zu zeigen, was solch ein verblendeter Tyrann, der sich Gott auf seinem Thron zu sein dünkt, der die Menschen zu bloßen Werkzeugen und Maschinen herabwürdigt und die Geister zu knechten bestrebt ist, für sich und sein Volk schafft. Ihn selbst wird die Weltgeschichte, das Weltgericht, verdammen, sein Land wird einem öden Kirchhof gleichen, sein Volk wird in Stumpfsinn und Aberglauben versunken sein, wenn es sich nicht losreißt. Prophetisch hat Schiller in seinem Don Carlos die Revolution geschaut, welche in Frankreich durch das Jahrhunderte lange Wirken solcher Herrscher herbeigeführt wurde, und es ist nur natürlich, daß er sie schaute.

An sich selbst hatte er das Walten eines solchen Herrschers kennen gelernt, unter dem Drucke eines solchen Beglückers seiner Untertanen hatte sein Geist, sein feuriger, jugendfrischer Geist jahrelang geseufzt, die Gedankenknechtschaft, welcher er in seinem Vaterlande entgegen zu gehen schien, hatte ihn ins Elend getrieben — weg von den Eltern, von denen der Vater, festgewurzelt in den gewohnten Verhältnissen, selbst wenn er es konnte, den Sohn nicht verstehen durfte. Den Beruf, der ihm eine sichere Stellung und Ansehen wenigstens für die Zukunft gebracht hätte, hatte er aufgeben müssen, bevor er anderweitig gesichert dastand, in die Nöte und Kämpfe des Lebens war er hinausgeschleudert, — da kam oft genug auf seinen Irrfahrten, wenn Hoffnungen fehlgeschlagen waren, die dumpfe, melancholische Carlosstimmung über ihn. Wenn er sich dann sagte, wie das alles so gekommen war, so war es bei seinem lebhaften Empfinden wohl möglich, daß er den Herzog des Heimatlandes zu einem König Philipp vergrößerte, dem Posa, die Verkörperung der Begeisterung für einen idealen Fürsten und einen idealen Staat, den Spiegel vorhält. Immer mehr gewannen diese auch im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts liegenden Ideale in ihm an Macht und Ausdehnung und somit auch in seiner Dichtung, die immer mehr aus dem ihr anfänglich bestimmten Rahmen herausgewachsen war.

Es ist ja auch ganz verständlich, daß diese dramatische Dichtung Schillers, deren Vollendung vom ersten Erfassen des Stoffes an die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganze Zeit von dem Ergreifen des Fluchtplanes bis zur Übersiedelung nach Weimar umspannt, uns den Dichter, der mit seinem Helden identisch ist, in verschiedenen Entwicklungsstadien zeigt — und dies hat auch die mancherlei Widersprüche in diesem Drama erzeugt. Wohl hat Schiller es versucht, in seinen 1788 geschriebenen Briefen über Don Carlos einige dieser Widersprüche aufzulösen. Er wird gewiß mit diesen Briefen nicht jeden, der aufmerksam sich in das Drama versenkt, überzeugt haben oder überzeugen können, so reich an Feinheiten auch diese Art von Selbstrezension ist. Besonders vom achten Brief an ist sie eine Art Entstehungsgeschichte der Dichtung — und wie das nochmalige Durchlesen dieser Briefe lehrt, deckt sich manches von dem darin Gesagten mit dem, was wir bei unserer Untersuchung gefunden haben, indem wir die Entstehung des Don Carlos an der Hand besonders der brieflichen Selbstzeugnisse betrachteten. Diese Briefe über Don Carlos zeigen einerseits, wie sehr bald nach der Fertigstellung des Dramas es Schiller verstanden hat, sich objektiv über den von ihm behandelten Stoff zu erheben, während andererseits der Stoff des Dramas ihm zeitlich und innerlich doch auch noch so nahe stand, daß uns viele Stellen einen tiefen Blick in seine Empfindung und Gedanken während des Schaffens tun lassen.

Doch wir wollen uns hier nicht bemühen, den weiteren Gang des Dramas zu entwickeln oder ein Urteil zu fällen über Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der einen oder anderen Handlung. Ich verweise hier kurz auf die Darstellung und Verfolgung der einzelnen im vierten Aufzug sich abspielenden Handlungen, wie sie Kühnemann in seinem Schiller gibt. Was das Drama als solches verloren hat, und daß dies der Fall war, hat der Dichter selbst bekannt, das hat es an Ideengehalt gewonnen. Es bezeichnet einen Fortschritt gegen die früheren Dramen nicht nur in Form und Sprache — es weist auch auf die späteren Dramen hin und führt zu ihnen hinüber, wie denn sein Don Carlos dem Dichter immer als ein Markstein in seiner ganzen Entwicklung erschien. Doch davon vielleicht ein andermal. In den späteren Meisterdramen, besonders in der Maria Stuart, im Wallenstein, im Tell klingt das Drama wieder an, in den an erster Stelle genannten beiden Dichtungen bezieht sich die Ähnlichkeit mehr auf einzelne Situationen und Verhältnisse, im Tell mehr auf den Ideengehalt. —

Wenden wir uns nun zu dem dritten Teil unserer Gedankentrilogie, zu Goethes Iphigenie! Daß dem jugendlichen Goethe, dem Leipziger Studenten, der, wenn er sich auch noch nicht völlig frei gemacht hatte von den Fesseln, in denen vielfach damals unsere Literatur seufzte — von der Nachäffung der Franzosen — doch schon soweit seinen Geschmack geläutert hatte, daß er die dichterischen Erzeugnisse der Frankfurter Jugendzeit vernichtete, Lessing als ein Retter unserer Dichtung erschien, geht aus den Erinnerungen des alternden Mannes in Wahrheit und Dichtung deutlich hervor. Die kritischen Schriften

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lessings, die Literaturbriefe und später die Hamburger Dramaturgie übten auf den jungen Goethe ihren Einfluß aus, mit dem Freund und Lehrer Oeser war er ein Verehrer von Lessings Laokoon und stimmte schon in jener Zeit in das Lob, welches Lessing Winkelmann als dem Wiedererwecker der Kunst des Altertums zollte, ein. Aber auch die Dichtung Lessings beschäftigte ihn, die Minna von Barnhelm erschien ihm epochemachend, und bekannt ist sein Urteil über dieses Lustspiel. Im siebenten Buch von Wahrheit und Dichtung hebt er die Knappheit und das Lakonische in Lessings früheren Dramen hervor und fährt fort: „später erst kehrte er (Lessing) zu einer heiteren Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan.“ Aus diesen Worten geht deutlich hervor, wie hoch er Lessings Nathan schätzte, der gewiß bald nach seinem Erscheinen Goethe bekannt wurde; war er doch damals noch aufs engste mit Herder verbunden, einem der größten Bewunderer dieses Lessingschen Werkes. In einem Briefe an Charlotte von Stein (Weimar, 20. Februar 1781) schreibt er: „Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, ehe die Nachricht kam, macht ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel an ihm, mehr als wir glauben“ und dann fügt er am Schlusse der Zeilen hinzu, daß er nicht Lust habe, in die Komödie zu gehen. Bedeutungslos für die Umarbeitung der Iphigenie in Jamben ist sicher Lessings Nathan als das erste in Jamben abgefaßte Drama nicht gewesen, wenn Goethe auch im Januar 1787 von Rom aus schreibt, daß ihm die Prosodie Moritzens viel bei der Umdichtung genützt habe. Moritz weilte nämlich damals in Rom, und Goethe hatte sich um so inniger ihm angeschlossen, da seine Gemütsstimmung infolge ähnlicher Herzenserfahrungen oft der seines Freundes und Pfleglings gleichen mochte. — Mehr aber noch als die Form von Lessings Dichtung hatte der Gedankenreichtum derselben, in der Goethes innerstem Wesen so sympathischen heiteren Naivetät wiedergegeben, auf diesen gewirkt, den gleiche Ideen beseelten. Einem Geiste wie dem Goethes war gewiß das „prätensiöse“ Namenchristentum ebenso fremd wie dem Lessings selbst; er verstand es, wie Lessing, uneigennützig, in zartester Weise, und ohne auf Anerkennung Anspruch zu machen, zu helfen, wie dies sein Verhältnis zu dem unglücklichen Krafft zeigt (vgl. v. d. Hellen, Briefe I, II). Krafft war auch ein von den Furien einer dunklen Tat Verfolgter — ähnlich wie Orestes — und es ist zu beachten, daß Goethes Beziehungen zu diesem Unglücklichen gerade in die Zeit fallen, in welcher er an seiner Iphigenie schafft.

Enger noch sind die Beziehungen Goethes zu Schiller, welche zuerst sich in der Zeit anknüpfen, als Schiller seinen Don Carlos beendet hat, und Goethe nach Vollendung der Iphigenie und des Tasso aus Italien zurückkehrt. Mit Spannung hatte Schiller dieser Rückkehr entgegengesehen. In Weimar, wohin er sich, nachdem er im stillen Tharandt den Don Carlos beendet hatte, im Juli 1787 von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dresden aus begeben hatte, begegnet er überall den Spuren Goethes und der anbetungsvollen Verehrung des Mannes, der bereits seit beinahe einem Jahre in Italien weilte. Die Männer, denen Goethe so nahe gestanden hatte und nahe stand, Herder und Wieland, lernt er kennen, am 28. August feiert er mit Knebel Goethes Geburtstag in dem Gartenhause an der Ilm, in das der Allerweltsfreund Knebel während Goethes Abwesenheit gezogen ist. Es geht lustig her bei der Feier; es wird tüchtig gegessen und Rheinwein getrunken, am Abend findet ein Feuerwerk statt. Auf dem Wege zur Festlichkeit ist Schiller der jungen Herzogin begegnet, der schönen, edlen Frau, die so still durch das damals Weimar bewegende, oft bunte Treiben wandelt. Schiller selbst hat Charlotte von Kalb dahin geführt, sie, auf deren empfindsames, nach Liebe sich sehnendes Gemüt er einst in Mannheim einen so gewaltigen Eindruck ausgeübt hatte. Sie hatte schon damals den Weg nach Weimar dem Dichter gleichsam vorgezeichnet und etwas die Vorsehung gespielt. In Weimar hat Schiller seinem Beschützer Karl August das für diesen zurückgelegte, besonders schöne Exemplar seines Don Carlos, des Werkes, bei dem der Herzog eigentlich Pate gestanden hatte, nicht überreichen können, da er auf Reisen ist; auch Goethe, an dessen Zügen einst schon der Blick des Karlsschülers bewundernd gehangen hatte, hat er nicht getroffen; dagegen ist die Muse vergangener Tage in Charlotte von Kalb wieder vor ihm aufgetaucht. Er ist indessen ein ganz anderer geworden, und halb widerwillig steht er im Spätsommer und den größten Teil des Herbstes 1787 unter dem Einflusse dieser nicht unbedeutenden Frau, in deren Seele unaufhörlich trübe Wolken mit jähem Sonnenschein wechseln, die noch nicht über die Schwärmerei der Mannheimer Zeit hinausgewachsen ist, an eine Scheidung ihrer Ehe und eine Vereinigung mit Schiller denkt, während dieser nur ein Zusammenleben mit Kalbs und Körners in Dresden plant. Schiller durchkämpft in jenen Monaten manchen inneren Kampf, bis endlich Charlotte im November nach Kalbsrieth verschwindet, während Schiller, nachdem er Meiningen und Bauerbach, wo er die mütterliche Freundin zum letztenmal begrüßen sollte, wieder aufgesucht hat, auf der Rückreise in Gesellschaft Wilhelm von Wolzogens am 6. Dezember nach Rudolstadt kommt und hier die Lengefelds besucht. Er frischt dabei gleichfalls eine flüchtige Erinnerung aus den Mannheimer Tagen wieder auf; die Rudolstädter Damen hatten dort (im Juni 1784) den Dichter begrüßt, nachdem sie vorher, 1783, auf der Solitüde die Bekanntschaft seiner Eltern gemacht hatten. Die wenigen in Rudolstadt verlebten Stunden hatten einen bleibenden Eindruck in der Seele des immer noch vom Schicksal umhergetriebenen Mannes hinterlassen, einen um so bleibenderen, je unerquicklicher das Verhältnis zu Charlotte von Kalb sich gestaltet, aus welchem der Dichter sich heraussehnt.

In den Fesseln dieses Verhältnisses hatten wir ihn bei der Geburtstagsfeier in Goethes Garten erblickt, in dem Garten, der so oft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der stille Zeuge des sehnsuchtsvollen Dranges gewesen war, der Goethe erfüllte, wenn er an Charlotte von Stein dachte. Von dem schlichten Gartenhause an der Ilm war so mancher Brief an die „Schwester" geschrieben worden, welche in Goethes Herzen allmählich an die Stelle all der geliebten Gestalten getreten war, die einst seine Pulse in stürmischer Erregung hatten klopfen machen. Wir müssen hier einen Blick auf das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein werfen, zu dem jenes eben berührte Verhältnis Schillers zu Charlotte von Kalb ein Gegenstück bildet.

Frankfurt und die Gretchenepisode, Leipzig und das leidenschaftliche, eifersuchtsvolle Verhältnis zu Käthchen Schönkopf, Straßburg und die Sesenheimer Idylle, Wetzlar und die Beziehungen zu Charlotte Buff, endlich wieder Frankfurt und die Liebe zu Lili Schönemann, welche zur Verlobung führte, die dann doch wieder von dem Dichter zu einer schmerzvollen Lösung gebracht wurde, hatten des jungen Goethe leicht empfängliches Gemüt erschüttert, und manche noch nicht vernarbte Herzenswunde quälte ihn und fing in stillen Stunden wieder zu bluten an. Die Gestalten der Geliebten waren noch nicht zu „lieben Schatten" geworden, ihre Züge erscheinen ihm gar oft überhaucht von bitterem Weh, anklagend sieht er die Augen, die einst ihm so hold gelächelt hatten, in den wachen Träumen banger Stunden auf sich gerichtet — und er sehnt sich nach Ruhe und Frieden. Noch unausgeglichen, noch ungelöst, noch nicht durch die rastlos tätige Phantasie zur Dichtung gestaltet und durch diese dichterische Umschöpfung überwunden — hält so manches aus der Vergangenheit das Innere des Dichters in Aufregung und bedrängt ihn. Die Nöte und Sorgen des Knaben hatte die Mutter oft beschwichtigt, die Schwester war ihm eine treue Genossin gewesen, eine Verbündete im Kampfe gegen das Wesen des Vaters, das dieser den Kindern einzupflanzen sucht und von dem auch so mancher Zug sich später im Wesen des Dichters abspiegelt — trotz aller Ab- und Gegenwehr. Von jener Zeit her war es Goethe zur süßen Gewohnheit geworden, wenn Herzenskämpfe seine Seele durchtobt hatten, sich zu einer Frauenseele zu flüchten, eine „Schwesternseele" zu suchen, der er sein Leid ausschütten konnte; wußte er sich doch da am besten verstanden. Es ist ja auch psychologisch so verständlich, daß gerade ein zartbesaitetes Dichtergemüt mit einem empfänglichen Frauengemüt am leichtesten „Harmonien teilt". Manche zartsinnige Frau hatte im Verein mit der Schwester Cornelia die oft wildgehenden Wogen der Leidenschaft zu glätten gesucht — nachdem aber die Schwester dem Elternhause entrückt war, war sie auch für den Bruder fast verloren, und mehr als je, durch die Liebe zu Lili in ein Meer von Zweifeln gestürzt, sieht er sich hilfesuchend nach einer solchen Schwesternseele um.

Die Schweizerreise mit den Brüdern Stolberg, von denen der eine gleich Goethe Heilung von Liebeskummer sucht, soll ihm Klarheit bringen, aber auf der Rückkehr und schon während der Reise quälen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihn dieselben Zweifel und Fragen. Während der Reise und nach derselben sind es die mütterliche Freundin Sophie La Roche, die Tante Fahlmer und vor allen die Schwester der beiden gräflichen Reisegefährten, Auguste von Stolberg — damals etwas über 20 Jahre alt —, zu denen sich der Dichter mit seinen Bekenntnissen flüchtet, denen er beichtet, was ihn drückt.

Nachdem er dann am 7. November 1775 nach Weimar übergesiedelt ist, tritt bald an die Stelle der Reichsgräfin Auguste zu Stolberg, der er aber immer noch eine Zeit lang in tagebuchähnlichen Briefen seinen Seelenzustand und seine Erlebnisse schildert, Charlotte von Stein, welche nun für eine lange Reihe von Jahren im Herzen des Dichters den ersten Platz behauptet. Augustes Bruder, Friedrich Leopold zu Stolberg, ist nicht nach Weimar gekommen, obgleich er seine Zusage schon sicher erteilt hatte; diese Pyladesgestalt der Schweizerreise, durch gleiches Leid dem Dichter verbunden, ist ihm entrückt, und auch die Schwester Auguste muß weichen vor der Gestalt der hehren Frau, welche ihm — er ist noch nicht ein ganzes Jahr in Weimar — erscheint, wie die in lichte Himmelshöhen entschwindende Madonna, nach der der Zurückbleibende sehnsuchtsvoll die Arme ausstreckt (vgl. Brief vom 7. Oktober 1776). Schon am 8. August desselben Jahres hatte er der Seelenfreundin geschrieben: „Dein Verhältnis zu mir ist so heilig sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen können's nicht sehen. Vielleicht macht mirs einige Augenblicke wohl, meine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren.“ Zu dieser Heiligen sendet er dann im September 1776 den in seiner Seele verstörten Freund Lenz; sie soll ihm Balsamtropfen in die Wunde träufeln, sie, in deren Nähe ihm ist wie in der Geisterwelt.

Aber neben dem hohen Glücke, welches er im Verkehr mit dem Engel — als solcher erscheint ihm Frau von Stein oft — empfindet, gibt es auch Stunden leidenschaftlicher Unruhe, in welchen er in der hohen Frau nicht die Heilige, die Schwester, sondern das Weib sieht, in denen er sich wieder zu der flüchten möchte, die ihm nie mehr als Schwester war, zu Auguste von Stolberg. Der letzte innigere Brief an sie lautet: „Dank, Gustgen, daß Du aus Deiner Ruhe einen Laut mir in die Unruhe des Lebens herübergegeben hast:

Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz —
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

und in demselben Briefe heißt es: „Ich muß das Glück für meine Liebste erkennen, dafür schiert sie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib.“

In jenen Tagen befindet er sich oft in qualvoller Orestesstimmung, die wenigen angeführten Stellen zeigen das auch — und unruhvoll ist auch das Leben, welches er in jenen Jahren führt. Aber vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

läufig findet diese Orestesstimmung noch nicht in dem angekündigten Drama ihren Ausdruck, es ist vorerst ein kleiner niedlicher Einakter, der dieser Stimmung seine Entstehung verdankt: „Die Geschwister". Wilhelm — Goethe — schwankt, ob er das Vermächtnis der verstorbenen Geliebten weiter als Schwester — als solche hat er die reizende, naive Marianne erzogen — bei sich behalten oder ihr gestehen soll, daß er sie liebt mit der heißen Liebe, welche den Mann an das Weib bindet. Da gesteht ihm Marianne, welche durch einen anderen Antrag über ihren Herzenszustand sich klar geworden ist, daß sie in Wilhelm den Mann und nicht den Bruder liebt.

Endlich, im Frühjahr 1779, löst sich Goethes Seele aus der geschäftigen Unruhe, und leise ruft er die fernen Gestalten zu sich herüber. Am 2. März teilt er Frau von Stein mit, sie könne Knebeln sagen, daß das Stück sich formt; einige Tage arbeitet er auf dem Dornburger Schlößchen daran, in Apolda vergeht ihm die Stimmung, von Buttstedt teilt er dem Herzog einiges über die Fortschritte der Dichtung mit. Er schreibt das Drama in kurzer Zeit nieder, am 6. April wird es schon in Ettersburg aufgeführt (Knebel — Thoas; Goethe — Orest; Prinz Constantin — Pylades; Iphigenie — Corona Schröter), denn längst steht es fertig vor seiner Seele und es bedurfte nur noch der Niederschrift, Jahre lang hatte er es mit sich herumgetragen, gerade wie Schiller seinen Don Carlos.

Aber obgleich nun das Drama vollendet ist, weicht die Orestesstimmung noch nicht völlig von ihm, wie aus dem so umfangreichen Briefwechsel mit Charlotte von Stein deutlich hervorgeht, ebenso wie aus den verschiedenen Bearbeitungen, die ihn 1780 und 1781 beschäftigten, — bis er endlich im Sommer 1786 die Iphigenie mit nach Karlsbad nimmt, wo die metrische Wiedergeburt derselben beginnt. Das begonnene Werk begleitet ihn nach Italien, und auf den verschiedenen Etappen der Reise nimmt er es vor. Im Januar 1787 kann er die vollendete Dichtung Herder zusenden.

Schon 1787, am 26. August, hört Schiller in einem Konzert „Mlle. Schroeter" aus der Iphigenie deklamieren, und am 14. Oktober desselben Jahres wird ihm und Charlotte von Kalb von derselben Dame die Iphigenie nach Goethes erstem Manuskripte vorgelesen, so daß er jetzt schon beide Bearbeitungen mit einander zu vergleichen beginnt. Im Mai 1788 hat er vieles zum Lesen mit nach Rudolstadt-Volkstedt gebracht, darunter Goethes Iphigenie, in die er sich bald vertieft. Am 26. Mai 1788 schreibt er an die Schwestern von Lengefeld: „Rudolstadt und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden, denn seit geraumer Zeit geht mirs wie dem Orest in Goethes Iphigenie, den die Eumeniden herumtreiben." . . . . „Sie werden", fügt er ahnend hinzu, „die Stelle der wohltätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen". Am 7. Juli desselben Jahres schreibt er an den Landkammerrat Cornelius Ridel nach Weimar: „Goethe ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jetzt bei Ihnen. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen. Wenig Sterbliche haben mich so interessiert. Wenn Sie mir wieder schreiben, liebster Freund, so bitte ich Sie, mir von Goethe viel zu schreiben. . . . Die Iphigenie hat mir wieder einen recht schönen Tag gemacht, obschon ich das Vergnügen, das sie mir gibt, mit der niederschlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas ähnliches hervorbringen zu können." Frau von Stein, Charlotte von Lengefelds mütterliche Freundin, soll ihm von Goethe berichten, und am 20. August schreibt Schiller von Rudolstadt aus an Körner, daß er mit Goethe Grüße gewechselt habe. Neben der Iphigenie, über die dann 1789 die im Sommer 1788 entworfene, leider unvollständig gebliebene Rezension erschien, beschäftigt ihn, gewiß durch die Iphigenie angeregt, das Studium der Alten, besonders wird mit den Schwestern viel Homerlektüre getrieben. So ist er auf Goethe vorbereitet, und am 7. September 1788 erfolgt die Zusammenkunft Goethes mit Schiller. Schiller schreibt Körner am 12. September 1788 darüber: „Im ganzen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt, er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich von einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren". Die Zusammenkunft, so wenig Hoffnung, nachdem sie erfolgt ist, Schiller auf sie setzt, wird doch der Grundstein zum Gebäude einer Freundschaft, die für die Entwicklung unserer Literatur von der größten Bedeutung wurde.

In der Tat waren Goethe und Schiller einander bereits viel näher gekommen, und gewiß nicht am wenigsten waren es die beiden Dichtungen, in denen der Gedankeninhalt ein so reicher ist, die sie einander noch weiter näherten. Schillers eben erwähnte Rezension ist wichtig für die Betrachtung des inneren Verhältnisses, in welchem damals Schiller zu Goethe stand. Die einleitenden Bemerkungen heben den großem Umschwung in Goethes Dichten hervor, indem der Götz von Berlichingen der von klassischem Geiste durchwehten Iphigenie gegenübergestellt wird. Schiller erkennt an, daß der Geist des Altertums hier in einer Weise wiedergegeben ist, die für eine bloße Nachahmung, auch die gelungenste, viel zu wahr, viel zu lebendig ist. Das alles, fährt er dann fort, rückt dieses Produkt aus der gegenwärtigen Epoche hinaus. Er empfindet lebhaft, wie Goethe hierin ihm vorausgeeilt ist, und es berührt sich diese Bemerkung mit der in dem Brief vom 12. September 1788. Während er Goethe so einen Fortschritt einräumt, bedenkt er in seiner großen Bescheidenheit nicht, daß es doch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so manches andere gibt, worin er Goethe voraus ist, und worin ihn dieser nicht so leicht einholen wird. Er gibt dann den Verlauf von Euripides Iphigenie wieder, hier schon der aus der Dichtung des Nebenbuhlers sprechenden Mahnung zur Vertiefung in den Geist des Altertums Folge leistend. Von dieser Beschäftigung sollte dann seine Iphigenie in Aulis, zu der er bereits damals sich entschloß, Zeugnis ablegen, während später seine Braut von Messina zeigt, wie sehr es Schiller, dem modernsten Dichter, wie ihn Wilhelm von Humboldt nennt, gelungen ist, Goethen auch auf dieser Bahn einzuholen, soweit dies eben bei der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen möglich war.

Im weiteren Verlaufe der Rezension macht er besonders auf die Schönheit jener Stelle, in der der Dichter seinen Orestes aus dem Wahne erwachen läßt, aufmerksam, und er hat damit, weil er auch selbst von Orestesstimmung beseelt war, das Gefühl richtig getroffen, welches Goethe innerlich zu diesem Drama drängte. Dieses Glücksgefühl des Geborgenseins, der Befreiung von einem Zustand rastloser Unruhe, welches ihn so lange gepeinigt hatte, überkam Goethe, als er sich endlich in dem innigen seelischen Verein mit Frau von Stein genesen fühlte und wähnte. Nun er die Schwesternseele gefunden zu haben glaubt, treibt ihn der Geist, seinem Glücksgefühl in herrlichen Worten Ausdruck zu verleihen, und die rührende Schönheit dieser Stelle mußte der in ähnlicher Lage sich befindende Schiller gewiß so tief empfinden, als der Schöpfer derselben.

Endlich gibt uns der Rezensent, indem er die beiden letzten Akte des Dramas berührt, durch die Gegenüberstellung der vorher in ihrem Verlaufe berührten Euripideischen Iphigenie zu erkennen, inwiefern Goethe sein Vorbild übertroffen hat, wie ja Lessing in ähnlicher Weise die Erzählung des Boccaccio in seinem Drama erst vertieft, verinnerlicht und zur rechten Bedeutung gebracht hat.

Leider bricht hiermit die Schillersche Rezension ab. Ob er vielleicht nach dem ersten Zusammentreffen mit Goethe die Lust verloren hat, auf den bedeutsamsten Teil dieser dramatischen Dichtung einzugehen? Bewegt hat gewiß den Dichter des Don Carlos dieser zweite Teil nicht weniger als der erste. Vielleicht wollte er Goethe vorerst noch genauer kennen lernen. Wie wohl er später die tiefe Bedeutung der Iphigenie auch in diesem zweiten Teil und die Beziehung desselben auf Goethes inneres Leben verstanden hat, geht wohl unter anderem aus Schillers Brief an Goethe vom 12. Mai 1802 hervor. Da, nach dem jahrelangen freundschaftlichsten Verkehr mit dem Dichter der Iphigenie, fühlte es Schiller, gerade mit der Bearbeitung dieses Dramas für die Aufführung beschäftigt, daß Goethe, ganz wie es in seinem Wesen lag, die Empfindungen, welche dereinst ihn beim Schaffen beherrscht hatten, nicht durch erneute Vornahme der Dichtung wieder in sich wollte mächtig werden lassen.

Es fehlte Schiller wohl auch in jener Zeit, im Spätsommer 1788, da sein Herz zur vollen Glückseligkeit einer reinen, ihn nun voll und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganz beherrschenden Neigung aus dumpfem Wahne erwachte, die Ruhe und Sammlung, welche eine Darstellung des Ideengehaltes der letzten Aufzüge der Iphigenie erheischte. Bei Euripides spinnt Iphigenie eifrig ein Gewebe von List und Trug und ergreift mit Orest und Pylades sowie dem geraubten Götterbild die Flucht, Minerva beschwichtigt den auf Verfolgung und Rache sinnenden Thoas und gibt den Entfliehenden den Stolz der Athener schmeichelnde Anweisungen. Wie ganz anders Goethes Iphigenie! Die Schwesternseele, die allem Furchtbaren im Königspalaste zu Mykenä durch die gütige Göttin entrückt worden war, im fernen Barbarenland sich rein und unbefleckt erhalten und Sitte und edle Herzensbildung um sich verbreitet hatte, in deren Nähe Orest gesundet aus dumpfem Wahn erwacht, konnte nicht zur Betrügerin, selbst wenn es des Bruders Rettung galt, herabsinken. Darin tritt eben die christlich-germanische Anschauung mächtig hervor und triumphiert über die heidnisch-griechische.

Wohl schwankt auch Goethes Iphigenie und hat einen schweren inneren Kampf zu bestehen, wie dieser auch Charlotte von Stein nicht erspart blieb und wie er auch Charlotte von Kalb im Innersten bewegte. — Von dem schweren Kampf zwischen Neigung und Pflicht ist oft in den Briefen der Frau von Stein an Goethe die Rede. Ich verweise hier auf die Darstellung dieses ganzen Verhältnisses in seinen verschiedenen Phasen durch Bielschowsky, der es an einer Stelle mit Recht als eine „Seelenehe“ bezeichnet. Solche Seelenehen sind in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, sie zeitigen neben dem tiefbeglückenden Einfluß, den sie ausüben und den wir im Wirken der betreffenden Dichter verspüren, doch manches, was man zu jener Zeit wohl nicht so peinigend empfinden mochte, was uns aber als unwahr und unnatürlich erscheint. Wie denn überhaupt vielfach unwahre Verhältnisse im Leben der damaligen Zeit nichts Seltenes sind — sie waren ein Nachklang jener Zeit, da die Deutschen noch nicht zum vollen Bewußtsein ihres Wesens erwacht waren, da so vieles vom liebenswürdigen westlichen Nachbar als Gold angenommen ward, weil es zu glänzen schien.

Aus diesem unfreien Verhältnis zu Frau von Kalb wurde Schiller durch Lotte von Lengefeld befreit, und wenn er auch anfänglich aus einer Seelenehe in eine andere zu seiner künftigen Schwägerin zu geraten schien, so hat doch diese der gesunde Sinn der Gattin nicht aufkommen lassen. Er, der in so mancher Beziehung es so viel schwerer gehabt hat, sich den Weg zum Olymp zu bahnen, ist in diesem Falle der vom Glück mehr Begünstigte. Jenes unfreie Verhältnis beglückt und martert ihn nicht wie Goethe ein Dutzend Jahre hindurch, es hat ihn nur zeitweilig beherrscht und wurde bald überwunden durch die Liebe zu einem edlen, feinfühligen Mädchen. Hier fand er bald völliges Verständnis in einem Frauengemüt, das ihm aus den Tiefen heißer Liebe auf die Höhen tiefinnerlichen, geistigen Zusammenlebens zu folgen wußte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anders erging es Goethe! Lange, und immer wieder sich erneuernd durchbebt ihn der Konflikt, welcher mit einem solchen Verhältnis notwendig für eine der Vervollkommnung zustrebende Seele verbunden ist, und dieser Konflikt bewegte auch später, als Goethe ihn fast überwunden hatte und in Charlotte von Stein nur die treue Schwesterseele suchte, lange und nachhaltig Frau von Stein selbst. Deshalb kommen sie beide im Drama Goethe-Orest durch den Wahn zur Genesung, Iphigenie-Charlotte durch das Zweifeln und das Schwanken zur Wahrheit. Bis sich freilich Frau von Stein nach dem, wie sie es empfindlich deutete, plötzlichen Abbruch des Verhältnisses infolge der italienischen Reise zum Siege durchrang, dauerte es lange. — —

Allein über dem Persönlichen steht das Allgemeine! Das ist es, was Goethes Drama erst den hohen sittlichen Wert verleiht, es ist eine Verherrlichung der siegenden Macht der Wahrheit über alles Unreine und Unwahre. Laut und liebevoll soll es verkünden, was der Dichter seinem Werke glaubend, hoffend, anvertraut hat:

„Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit."

Wohl lag vieles Unwahre in jener Zeit wie in jeder Zeit, in vielem war das damalige Geschlecht unfreier als das heutige, das wenigstens politisch geeint und durch manche gewaltigen Kämpfe mehr zum Bewußtsein seines nationalen Wertes gekommen ist, aber das ist nun wieder das echt Goethesche, daß diese Gedankendichtung mehr des temporären Charakters entkleidet ist, welcher den beiden anderen Teilen unserer Gedankentrilogie noch anhaftet, daß sie ein Evangelium predigt, welches jedem einzelnen Menschen wie ganzen Schichten der menschlichen Gesellschaft, dem Untertan wie dem Herrscher, dem einzelnen Bürger wie dem ganzen Staat gleich wertvoll und segensreich sein wird, das Evangelium: „Sei wahr in deinem Denken, Reden, Handeln, denn die Wahrheit ist Leben und schafft Leben, die Lüge aber ist der Tod."

Was schafft die Wahrheit in Goethes Dichtung? Sie webt ein Band friedlichen, freundlichen Verkehrs zwischen entlegenen Ländern, zwischen Menschen, die auf verschiedenen Kulturstufen stehen. In jeder Brust, auch in der des Barbaren, redet die Stimme der Wahrheit, der Leben zeugenden, alle menschlichen Gebrechen sühnenden reinen Menschlichkeit.

Herder, dieser vielleicht universellste Geist des achtzehnten Jahrhunderts, hat sich zum Wahlspruch gewählt die Worte: Licht, Liebe, Leben. Die Gedankentrilogie, welche wir in den Beziehungen ihrer Schöpfer zu einander zu beleuchten versucht haben, predigt uns von dem Lichte des im Handeln lebendigen Glaubens, von der Liebe der Menschen zu einander, auf welche der Idealstaat gegründet sein muß, und von dem Leben in der Wahrheit — und leuchtet so als ein hell

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

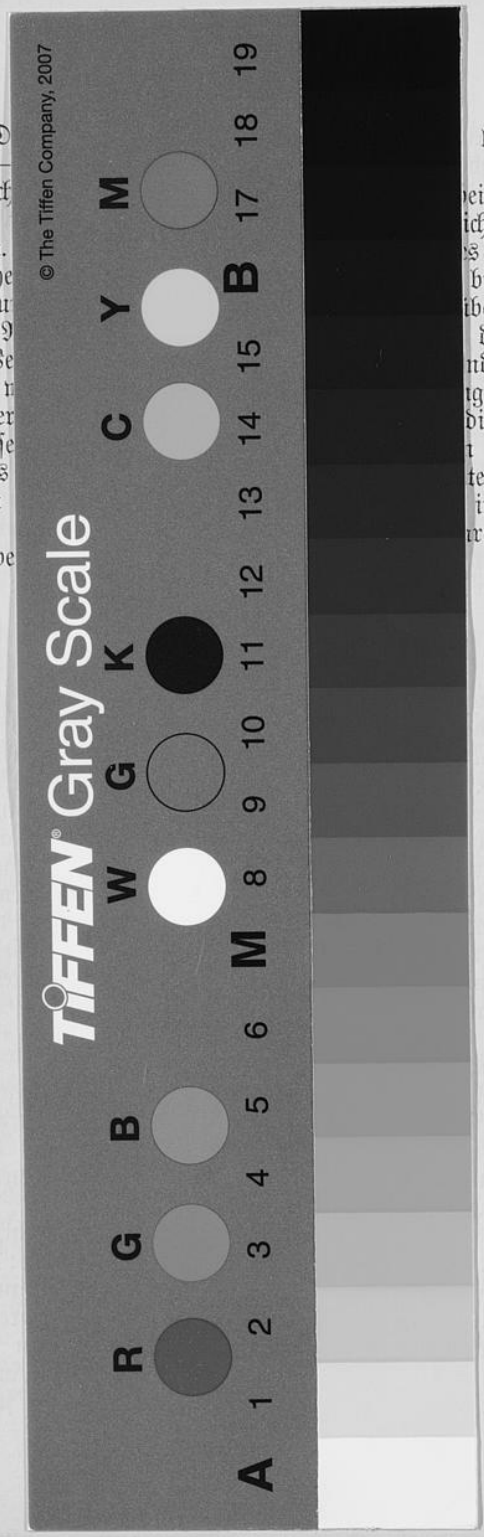
strahlendes Dreigestirn uns auf der Fahrt über das bewegte Meer des Lebens. —

Ich breche hier diese Betrachtungen ab, obgleich beim Gange der Untersuchung sich mir manches aufgedrängt hat, was ich hätte hinzufügen können. Mögen sie — Stückwerk wie fast alles — nicht als solche angesehen werden, die Neues und Erschöpfendes bringen wollen oder auch nur das berücksichtigen, was bereits darüber geschrieben worden ist. Nimmt man sie vielleicht als ein Beispiel dafür, wie im Unterrichte Verwandtes mit einander zu vergleichen und aneinanderzureihen ist, wie man durch eine derartige Untersuchung auf kritische, gelehrte, späteren Studien vorbehaltene Untersuchungen die Schüler der obersten Klassen vorbereiten und sie zu eigenem Forschen anregen kann (das mehr als eine nur kompendiöse Behandlung der Literaturgeschichte Vertiefung in die Entwicklung unseres Schrifttums und in den Werdegang unserer größten Dichter bezweckt), so ist die darauf gewandte Mühe nicht verloren gewesen. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

strahlendes D bewegte Meer
des Lebens. —

Ich brech eim Gange der
Untersuchung ich hätte hinzu=
fügen können. s — nicht als
solche angesehe bringen wollen
oder auch nu iber geschrieben
worden ist. 9 dafür, wie im
Unterrichte Ve nd aneinander=
zureihen ist, r g auf kritische,
gelehrte, später die Schüler der
obersten Klasse n anregen kann
(das mehr als teraturgeschichte
Vertiefung in in den Werde=
gang unserer rauf gewandte
Mühe nicht ve



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Benutzte Literatur.

Lessings Werke, herausgegeben von Bornmüller; H. Göring, Lessings Leben; Ernst, Lessings Leben und Werke; Schillers Werke, Ausgabe von Bellermann; Schillers Don Carlos, Ausgabe von Boxberger; Schillers Dramen von C. Bellermann; Berger, Schiller, Sein Leben und seine Werke I; Kühnemann, Schiller; Briefwechsel Schillers mit Goethe, mit Lotte, mit Wilhelm von Humboldt; Jonas, Schillers Briefe, 7 Bände; Goethes Werke, von Heinemann herausgegeben; Iphigenie Goethes, Krit. Ausgabe von Schröer; Bielschowsky, Goethes Leben und Werke; von der Hellen, Goethes Briefe, Auswahl.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf